

# Kapitel 1

„Ich traf wieder auf sie, lange nachdem ich vergessen hatte. Nein, vergessen ist sicherlich das falsche Wort. Es glich eher einem verlieren – einem „aus dem Leben verlieren“. Vermutlich wies es eine gewisse Parallelität zum „aus den Augen verlieren“ auf. Mit dem verändern von Gewohnheiten, Prioritäten, Haltungen – mit der Idee eines neuen „so, und nicht anders sollst du sein“, verschwand auch all das, was Marie einmal für mich bedeutet hatte, mehr und mehr aus meinem Leben. Erstaunlicherweise durchflutete es aber sofort ebenso hell und klar, wieder mein gesamtes Sein, in dem Moment, in dem ich ihr wieder begegnete.

Ich hatte mich von einem guten Freund dazu überreden lassen, ihn nach Berlin zu begleiten. Für ihn hieß es dort Arbeit – für mich ein bisschen auf der Tagung, an der er teilnahm, herumzuschnuppern und einmal wieder durch eine der Städte meiner Kindheit zu bummeln. Tatsächlich gab es wohl kaum eine andere Stadt, die ich mit meinen Eltern häufiger besucht hatte – weniger als fremder Besucher oder gar Tourist, sondern vielmehr als alte Bekannte, die nie den besonderen Draht zueinander verloren hatten. An jenem Morgen war das Wetter so schlecht, dass ich zunächst Constantine mit dem einzig auftreibbaren Schirm zu den Tagungsräumen begleitete, um von dort einigermaßen trocken meinen weiteren Tag zu planen. Eigentlich hatte ich gehofft bei einem der kleinen vietnamesischen Restaurants nahe des Rosa-Luxenburg-Platzes Mittagessen gehen zu können, aber der anhaltende Regen machte wenig Hoffnung auf ein dort gemütliches durch die Gegend flanieren. Da ich noch nicht einmal über eine Regenjacke in meinem Reisegepäck verfügte, und auch ein zweiter Schirm durchaus Sinn gemacht hätte, entschied ich mich Richtung Alex zu fahren, um dort bei Galeria oder notfalls bei Primark nach einem günstigen Angebot zu suchen.

Dort angekommen bereute ich meinen Entschluss schnell, denn zum einen hatte der Dauerregen deutlich nachgelassen und zum anderen hatte ich gleich zwei unliebsame Begegnungen mit Männern, die für meinen Geschmack ein zu deutliches und gleichsam aufdringliches Interesse an mir hatten. Derart belästigt begab ich mich fast schon fluchtartig und etwas planlos in die S-Bahn und wurde mein ungutes Gefühl erst allmählich am Hackschen Markt, wo ich einer Eingebung nach gleich wieder ausstieg, los. Hier war ich damals mit meinem Vater bei unserem letzten gemeinsamen Berlinbesuch, auch bei Regenwetter, im Starbucks gesessen und wir hatten einfach die Zeit zu Zweit genossen. Nach diesem Gefühl von Geborgenheit sehnd, betrat ich auch heute den Coffeeshop und prallte fast gegen den Geräuschpegel und die feuchte Hitze, die all die Menschen dorthin mitgenommen hatten. Es war so überfüllt, dass ich schon überlegte gleich wieder zu gehen, entschied mich dann aber, wenigstens einen Kaffee mitzunehmen. Während ich in der langen, ungeordneten Schlange stand, fühlte ich mich mit einem Mal seltsam nervös. In mir machte sich die Sorge breit, einer der beiden Herren vom Alex könnte mich verfolgt haben und suchte mit meinem Blick, fast schon etwas panisch, den vollen Raum ab.

Ich sah sie wohl in dem Moment, in dem auch sie mich erblickte. Marie hatte eben mit einer Woge aus Wärme und Licht den Raum betreten und strahlte, als sich unsere Blicke trafen. Ich habe keine Ahnung, wie lange ich nur dastand und sie völlig perplex ansah, denn, sie kam mir wie eine Erscheinung vor. Aus dieser Erstarrung erlöste mich jedenfalls der Barista, der mich wohl zum dritten Mal und inzwischen auf Englisch fragte, was ich denn wollte und mich nun über die Theke hinweg antippte. Ich bestellte mein Getränk zweimal und gab auf die Frage wie ich denn heiße selbstverständlich den Namen „Marie“ von mir. Als die zwei Becher für „Marie“ fertig waren, nahm ich sie, ging zu ihr und gab ihr einen. „Auch wenn ich keine Frage zur letzten Vorlesung als Ausrede vorweisen kann, hoffe ich doch Du hast etwas Zeit für mich, ich wäre sonst echt enttäuscht“, sagte ich schmunzelnd und entfesselte Marie damit von ihrer Sprachlosigkeit. Sie schien sich aufrichtig zu freuen und meinte lächelnd: „Meinen einzigen Termin von heute schwänze ich gerade damit ich hier um die Ecke ein wunderbares Kleid kaufen kann, das mir seit Tagen nicht aus dem Kopf gehen will - da

haben wir also echt Glück, denn sonst ist „voll“ für meinen Kalender bei weitem untertrieben. Wie sieht es aus, gehst Du mit mir das Kleid kaufen? Ich bin gespannt, ob es Dir gefällt.“ Sie schaute mich erwartungsvoll an. Ich nickte. Wir verließen das Café und es war, als ob wir nie etwas anderes getan hätten und völlig synchron durch die Welt gingen.

Streng genommen gingen wir nur etwa zwei Kreuzungen und eine Seitenstraße weit. Das Geschäft wirkte sehr geradlinig und modern, hatte aber dennoch eine gemütliche Atmosphäre, die mich an Skandinavien erinnerte. Marie sprach kurz mit dem Verkäufer und verschwand dann sogleich in einer Umkleidekabine im hinteren Teil des Ladens. Ich schaute mich etwas um, als schließlich der Verkäufer zu mir kam: „Ich wusste gar nicht, dass Frau Bernardina so eine überaus hübsche Tochter hat. Dir würde das Kleid sicherlich auch sehr gut stehen. Suchst Du auch nach etwas bestimmten?“ Überrascht, oder eher überrumpelt erwiderte ich: „Oh, ich bin nicht ihre Toch...“ Weiter kam ich nicht, denn Marie war in diesem Moment in das Licht vor der Umkleidekabine getreten und obwohl das Kleid ganz sicher noch nicht richtig saß, sah sie einfach nur bezaubernd aus – vielleicht gerade, weil sie etwas verloren darin wirkte. „Würdest Du so lieb sein und mir kurz helfen?“ Beide fühlten wir uns angesprochen und machten uns auf den Weg zu ihr. Der Verkäufer ließ mir, als ihm das bewusst wurde, mit einer ausladenden Handbewegung den Vortritt und stellte aus einiger Entfernung fest, dass man jetzt schon, obwohl noch nicht verschlossen, sehr gut erkennen könne, wie gut es zu ihr passen würde. Auch lobte er sogleich ihren guten Geschmack. Ich half ihr den Reißverschluss zu schließen und streifte dabei unbeabsichtigt ganz leicht ihren Nacken. Verursacht hiervon durchlief mich ein Gefühl, fast schon wie elektrisiert, voller Energie, ausgehend von dem Punkt meiner Hand, der sie berührt hatte und das, ebenso wie bei Marie eine Gänsehaut erzeugte. „Entschuldige“, flüsterte ich fast schon etwas zu berührt. Sie erwiderte dazu nichts, drehte sich dann mit viel Schwung in einer Art Pirouette lachend zu mir um und streckte dabei ihre Arme weit von sich: „Und, wie gefall ich Dir?“ Der Verkäufer kam mir jedoch, bevor ich mein „hinreißend“ fertig ausgesprochen hatte, zuvor: „Es steht Ihnen wirklich ausgezeichnet, als hätten wir es extra für Sie im Laden. Ich hätte es übrigens auch nochmal in der Größe da, so dass es Ihre Freundin auch gleich noch anprobieren könnte. Sie scheinen ja gerne im Partnerlook aufzutreten.“ Wir sahen ihn beide verständnislos an, lachten aber dann gleichzeitig los, als uns wohl auch beiden gleichzeitig klar wurde, dass wir wirklich nahezu identisch bekleidet das Geschäft betreten hatten: Beigefarbene Jeans, roséfarbener Pullover, dieselbe ungewöhnliche Kette, brauner Mantel und braune Schuhe. Es war mir zuvor nicht aufgefallen. Erstaunlich, denn normalerweise interessiere ich mich immer, schon von der Wirkung her, dafür, was mein Gegenüber trägt und kann das auch noch Monate danach wiedergeben. Aber ja tatsächlich, ich erinnere mich an so gut wie nichts von den Sachen, in die Marie sich gekleidet hat, denn ich denke, es ging mir in ihrer Gegenwart keinen Moment um irgendetwas äußerliches, sondern immer nur um sie selbst. Vermutlich um das, was man Seele oder Wesen nennt.

Ich wollte ablehnen, doch Marie überredete mich es doch auch anzuprobieren und so standen wir schließlich im identischen Kleid wie Spiegelbilder voreinander. Das löste in mir ein wirklich seltsames Gefühl der Delokalität aus, denn für einen Augenblick konnte ich nicht sagen, ob ich nun dort oder doch mir gegenüber stand. Man hätte auch tatsächlich sehr wenig ändern müssen, um diesen Eindruck der Spiegelbildlichkeit zu vervollständigen. Klar gab es da die 25 Jahre Unterschied, die Marie natürlich zu jemand deutlich erwachseneren und reiferen machte. Natürlich hatte uns beide unser jeweiliges Umfeld, in dem wir aufgewachsen waren und in dem wir nun lebten, zu individuellen Personen geformt. Aber da war, unverkennbar und so deutlich auch in der Ausstrahlung, dieses Identische, wie als Zentrum in unserer jeweiligen Mitte. Und zum ersten Mal wurde mir klar, dass in diesem Vergleich wohl auch genau das sichtbar wurde, was uns gegenseitig vielleicht ebenfalls anzog aber mit Sicherheit doch immer wieder abstieß: Denn da waren auch, vor allem im Verhalten zu anderen Menschen und zu uns selbst die Dinge, die wirklich echte Chiralität in sich trugen – die

somit einfach nicht in Deckung zu bringen waren und einem wirklich nur sein Spiegelbild vorhalten konnte. Für vielleicht den Bruchteil einer Sekunde, hatte ich den fast unbändigen Drang diese Dinge ins Gleichgewicht zu bringen, denn es fühlte sich so an, als ob sie gegen die Symmetrie der ganzen Welt standen.

„Ha, ich habe es gewusst, Sie sehen beide umwerfend aus. Die beneidenden Blicke, egal wo sie das tragen werden, sind Ihnen sicher“, unterbrach der Verkäufer mit einem Klatschen diesen etwas unwirklichen Moment. Ich musste tatsächlich kurz blinzeln um mich in der Wirklichkeit wieder zurecht zu finden. „Mit passendem Anlass, wäre das sicher eine Möglichkeit – allerdings wüsste ich wirklich nicht, wo ich das demnächst tragen sollte“, erwiderte ich achselzuckend. „Ich aber. Naja, es kommt darauf an, ob Du morgen Abend schon was vor hast“, meldete Marie sich zu Wort, „und ob du Verdi magst.“ So kam es, dass wir beide das Kleid erstanden. Marie hatte zwei Karten für „Macbeth“ für den kommenden Abend und hätte sie sonst verfallen lassen, da ihre Bekannte, mit der sie sonst in die Oper ging, sich das Bein gebrochen hatte und für einige Tage noch im Krankenhaus verweilen musste.

Wir verbrachten den gesamten restlichen Tag gemeinsam. Die meiste Zeit saßen wir nur irgendwo und unterhielten uns. Das Gespräch, das natürlich absolut mühelos verlief, holte wieder diese einzigartige Leichtigkeit in den Raum, die ich nur mit Marie kannte und wohl durch das perfekte Ineinandergreifen des Gesagten und diesen stetigen Fluss an geteilten Gedanken in Abwesenheit von Erklärungen, Rechtfertigungen oder Nachfragen entstand. Und wieder spürte ich diese völlige Entspannung in ihrer Gegenwart, die so etwas gänzlich anderes war als die Langeweile, die mich bei längeren Gesprächen für gewöhnlich überkam. Nein, mit ihr war jeder geteilte Augenblick etwas Besonderes.

Wie selbstverständlich waren wir, natürlich auf Maries Idee hin, bei einem der Vietnamesen, an die ich am Morgen denken musste, zum Mittagessen gelandet. Anschließend saßen wir, im von der Herbstsonne inzwischen herrlich lichtdurchfluteten und getrockneten Park gegenüber eines Spielplatzes, auf einer Bank, bis uns doch etwas zu kalt wurde und wir so in einem schönen kleinen Café mit gemütlicher Atmosphäre und nahezu fantastischem Kaffee landeten. Marie erzählte mir, dass er von derselben Rösterei stammte, wie jener, den sie mir früher in ihrem Büro immer servierte. Wir waren gerade dabei zu überlegen, was wir bezüglich des Abendessens unternehmen sollten, als mein Telefon klingelte. Es war das erste Mal, seit ich heute Vormittag Marie getroffen hatte, dass mir einfiel, dass ich ja nur „auf Reise“ in Berlin und das ich dort ja auch gar nicht alleine war. Ich ging mit Handy am Ohr vor die Tür und berichtete Constantin kurz, dass ich meine ehemalige Mathematikdozentin zufällig wiedertroffen, sie mich für morgen Abend in die Oper eingeladen hatte, wir gleich gemeinsam Abendessen gehen wollten und ob er sich nicht uns anschließen wollte – ich würde ihm Bescheid geben, sobald ich wüsste, wo wir hingingen.

Als ich das Café wieder betrat, fühlte ich mich ein ganzes Stück weniger zugehörig als noch zuvor. Seltsam, wie sehr ich mein ganzes Leben während diesen Stunden mit Marie vergessen hatte. Fast so, als ob sich die Momente mit ihr gar nicht in die normal vergehende Zeit mit einreihen würden, sondern irgendwie aus dieser herausfallen und zu einem ganz anderen Leben gehören würden. Ob es sich für Marie wohl auch so anfühlte? Jedenfalls schenkte sie mir nun eines ihrer schönsten Lächeln, wie um zu sagen: „Ist es nicht egal? Selbst wenn es nicht die Wirklichkeit ist?“. Und sofort hatte sie mich wieder. Ich winkte der Kellnerin, diese kam mit der Rechnung und legte sie unaufgefordert Marie vor, die sie, mit überaus großzügigem Trinkgeld, beglich. „Also, worauf hast Du Lust? Etwas Asiatisches hatten wir mittags ja schon.“, überlegte Marie, ohne dass ich ihr auch nur fürs Bezahlen danken konnte. „Ich bin offen für alles was gut ist – Du kennst Dich viel besser aus, entscheide Du. Allerdings wären wir wohl zu dritt, wenn das für Dich ok ist? Der Freund, mit dem ich in Berlin bin, hat nämlich auch Hunger.“ Sie fragte mich, wo er ist und wo wir untergebracht waren und

wir verließen das Café, nachdem ich Constantin die Adresse eines peruanischen Restaurants ganz in seiner Nähe mitgeteilt hatte.

Wir trafen zuerst dort ein und suchten uns einen ruhigeren Platz in der Ecke am Fenster. Marie setzte sich mit dem Rücken zu diesem, ich ihr gegenüber, und sie erzählte mir ein bisschen vom Leben am Campus und welche Kurse sie derzeit betreute. Wie ich bereits wusste, hatte sie nach dem Ruf aus München vor etwa zwei Jahren, nun vor fast einem halben Jahr endlich auch den ersehnten an die „Freie Universität Berlin“, diesmal als Professorin mit Schwerpunkt in algebraischer Topologie, erhalten. Während ihren Schilderungen merkte ich, wie eine gewisse Sehnsucht nach diesen Dingen in mir aufkam. Wie lange hatte ich schon nicht mehr über die Beweisbarkeit von irgendwelchen abstrakten Strukturen nachgedacht? Es musste mir wohl förmlich auf die Stirn geschrieben gestanden haben, denn Marie fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, sie morgen den Tag über an die Uni zu begleiten. Ich war begeistert und willigte sogleich ein. Mehr Zeit mit Marie und einmal wieder höhere Mathematik – das würde ein großartiger Tag werden.

## Kapitel 2

Constantin setzte sich zu mir, während Marie gerade auf Toilette war. Wir unterhielten uns kurz über seinen Tag, bis sie wieder zu uns kam und ich sie ihm vorstellte. Er, ganz der Gentleman meinte, dass ihm in der Schule dummerweise keiner gesagt hatte, wie überaus attraktiv Mathematikprofessorinnen waren, sonst hätte er sich in diesem Fach wohl mehr bemüht und lieber das, anstatt so etwas brotloses wie Philosophie studiert. Ich war etwas rot geworden, Marie ganz und gar nicht. Sie erwiderte prompt: „Siehst Du, mir hat auch niemand gesagt, dass die charmanteren Studenten Philosophie studieren, sonst hätte ich mich viel lieber mit der Einsicht der Vernunft in das Wesen der Dinge beschäftigt, anstatt mich mit den Unzulänglichkeiten der Mathematik herumzuzergern.“ Constantin wirkte sichtlich angetan und etwas erstaunt. „War es nicht Platon, der im Liniengleichnis Sokrates gerade von der Unvollkommenheit der Mathematik sprechen lässt, die sich rechtfertigungslos auf nur scheinbar unweigerlich Gegebenes stützt, also gerade nichthinterfragte Annahmen heranzieht, um Einsichten mittels Begründung durch Beweise zu generieren? So gesehen beschäftigst Du Dich daher mit der höheren Erkenntnisebene – mit dem Voraussetzungslosen, das Voraussetzung für alles andere ist.“ fuhr Marie ohne groß überlegen oder auch nur Luft holen zu müssen fort. „Chapeau. Aber dann ist Dir ja bewusst, dass es Platon nicht um eine Abwertung der Mathematik als solche ging, denn er stand der Methodik dieser ja durchaus bewundernd gegenüber. Es ging ihm vielmehr um die Beschreibung der Grenzen ihrer Möglichkeiten auf dem Weg hin zur echten Wirklichkeitserkenntnis.“ „Klar. Und ich finde die Beschreibung gut, denn auch ich, wie wohl jeder Mathematikstudent irgendwann“, hier zwinkerte Marie mir zu, „habe schon unter den Problemen der Darstellbarkeit von Dingen, die eigentlich überhaupt nicht mehr sinnlich wahrnehmbar sind, gelitten. Deswegen hatte es ja vermutlich Sophie, und hat es bis heute mir, gerade die Topologie, also die Teildisziplin der Mathematik die mit der Voraussetzung vergleichsweise weniger Axiome auskommt, derart angetan.“

Marie und Constantin unterhielten sich eine ganze Weile weiter über die unterschiedlichen und gemeinsamen Ansätze und Herangehensweisen von Philosophie und Mathematik, doch ich war bei Platon mit seiner Ideenlehre gedanklich hängengeblieben. Genauer gesagt beim Höhlengleichnis, in dem die Menschen ja gefesselt in ihrer Position nur die Abbilder der Wirklichkeit, als Schatten an die Wand vor sich geworfen, wahrnehmen können. Vom Feuer und dem Wesen der Dinge an sich, den sogenannten Urbildern bzw. der unwandelbaren Idee der Dinge, die diese Schatten verursachten, wussten sie nichts. Irgendetwas ließ mich eine ganze Weile bei diesem Bild verweilen. Für Platon war es nun die Aufgabe eines Menschen, der seinen Verstand gebrauchen wollte, sich aufzumachen hin zum Aufstieg heraus aus der Höhle. Vom sinnlich Wahrnehmbaren, ins nur geistig Erfassbare. Was ihn zunächst nur blenden würde, wie das Sonnenlicht, schließlich aber zu einem dauerhaft höheren Bewusstseinszustand führen würde. Die Begriffe, die mich gedanklich an diesem Gleichnis so sehr festhalten ließen, waren die der unvergänglichen, unveränderlichen Idee, im Kontrast zum vergänglichen, veränderlichen Gegenstand an sich, der ja immer nur ein Abbild, einen Schatten von dem anderen, viel Höheren darstellte. Gehörte damit nicht alles, was Ewigkeit beinhaltet weniger zu der materiellen, tatsächlichen Welt um uns, sondern vielmehr zu einer transzendenten, der unvergänglichen Ideen? Und hieße das nicht, in Anbetracht der Tatsache, dass Platon selbst zu gibt, hiervon bestenfalls eine Ahnung zu haben, dass sie eigentlich unerreichbar oder vielleicht für die Menschen eher eine Illusion ist? Wie passte hierzu ein Empfinden von Ewigkeit, das Maries Gegenwart für mich schon immer mit sich trug. War dies nicht nur ein weiterer Beleg dafür, dass man sich sowas lediglich nur einbilden konnte?

Die Kellnerin, mit ihrer Frage nach unserer Bestellung, unterbrach meine Gedanken so abrupt, dass ich meinen gedanklichen Faden verlor. Und so musste ich als Belohnung für meine geistige Abwesenheit mit dem ersten Blick auf die Karte relativ spontan entscheiden, was ich so gar nicht leiden kann. „Hey, Du musst Marie nicht alles nachmachen, um ihr zu beweisen, dass Du sie magst.“

meinte Constantin scherzhaft zu mir und stieß mich leicht mit dem Ellbogen in die Seite. Ich wurde schon wieder rot und fühlte mich ertappt, obwohl ich ja keineswegs gewusst hatte, dass ihre Wahl in allem exakt gleich ausgefallen war. „Sophie weiß halt einfach was gut ist,“, rettete mich Marie, die, wie ich mir sicher nur einbildete, auch einen rosafarbeneren Teint angenommen hatte. Wir unterhielten uns während zügig die Getränke kamen, bis hin zum Servieren des wirklich großartigen Essens über das Reisen und die Küchen der Welt. Die Atmosphäre hatte zwar etwas Gelöstes, war aber dennoch so gänzlich anders als den restlichen Tag zuvor. Natürlich hatte das Gespräch deutlich an Tiefe verloren, jedoch ebenso an dieser einzigartigen Leichtigkeit. Zwar war auch jetzt welche vorhanden, sie wirkte aber irgendwie gekünstelt, als ob man versuchen würde, eine auswendig gelernte Beschreibung, wie es sein sollte, zu befolgen. Marie und Constantin konnten sehr gut miteinander, jedoch war sie nicht mehr die Marie, die ich den ganzen Tag so nah bei mir gehabt hatte. Ja, ich denke es trifft es, wenn ich sage, dass sie bemüht wirkte sich Constantin anzupassen – so zu sein, dass er sie mochte. Und je mehr sie das tat, desto weniger erkannte ich in ihr das, was ich so gerne hatte. Erst dachte ich, dass ich wohl gänzlich verrückt sein musste und eifersüchtig war, dass sie Constantin gefallen wollte, doch dann wurde mir klar, dass das, was mich von ihr entfernte, etwas ganz anderes war. Es war ihre eigene Distanzierung von sich selbst. Ich denke nicht mal, dass ihr selbst bewusst war, wie sehr sie das tat. Und der Gedanke wie viele gesellschaftlich auferlegte Rollen, die wir gegenüber verschiedenen Personen in verschiedener Ausprägung unweigerlich einnehmen, einfach weil es sich so gehört und vor allem welche Unfreiheit dies mit sich bringt, ließ mir förmlich schlecht werden.

Constantin wollte nicht zu spät ins Bett, da er morgen selbst einen kurzen Vortrag halten sollte. Als er auf dem Nachhauseweg von mir erfuhr, dass ich auch am nächsten Tag nicht vorhatte ihn wirklich zu begleiten, war er leicht gekränkt, sagte dazu aber nichts weiter. So liefen wir, jeder in Gedanken, durch die Straßen Berlins. „Also Marie ist richtig klasse. Sie ist aber verheiratet, oder?“ fragte mich dann Constantin aus dem Nichts. Ich antwortete viel zu schnell, dass sie das schon lange und vor allem glücklich war, dass sie doch gar nicht sein Typ sei und dass er sie auch gar nicht richtig kenne. „Aber Du, Du kennst sie und Du magst sie wirklich, oder?“ erwiderte er viel sanfter und ich verstand, dass er darauf eigentlich hinaus und nur meinem sicheren Versuch des Abstreitens gegensteuern wollte. Er kannte mich wirklich gut. „Ertappt“, gab ich kleinlaut zu. „Und weiter?“, hakte er interessiert nach. Ich weiß nicht warum, vermutlich lag es an der Offenheit, in der ich nahezu den gesamten Tag verbracht hatte, aber ich antwortete völlig aufrichtig: „Nichts weiter. Es ist jetzt nicht unbedingt eines meiner Lieblingsthemen... Obwohl ich eigentlich gerne von Marie spreche. Aber immer, wenn ich jemandem von ihr erzählt habe, dann hat man mich fast mitleidig angelächelt und gemeint, dass ich mich eben wie so ein kleines Schulmädchen in meine Dozentin verliebt hätte.“ Während ich das sagte, hatte ich unwillkürlich vor Scham mein Gesicht in meinen Händen versteckt. „Hey, Du bist ja sogar rot geworden. Na, so schlimm wäre das auch nicht. Wir können ja nicht entscheiden in wen wir uns verlieben.“ Ich wollte ihm ins Wort fallen, um ihm zu sagen, dass dem einfach nicht so war. Ich hatte mich nicht in Marie verliebt. Nie. „Hey, habe ich etwa gesagt, dass ich diese Ansicht teile?“, unterbrach er mich, bevor ich richtig loslegen konnte. „Guck mal, im Gegensatz zu den meisten, denen Du vermutlich von ihr erzählt hast, habe ich euch miteinander gesehen.“ „Falsch, Du hast uns zu dritt gesehen, das ist etwas völlig anderes.“, warf ich wie automatisch ein, und ärgerte mich sogleich über mich selbst, dass ich ihn nicht aussprechen lassen hatte, denn eigentlich interessierte mich sehr, was er mir sagen wollte. „Auch, aber Du irrst. Ich hatte noch telefoniert und stand deshalb schon eine Weile außen vor dem Fenster, bevor ich zu euch kam. Und Du hast mich noch nicht mal gesehen, obwohl ich Dir sogar zugewunken hatte. Das allein ist eigentlich schon bemerkenswert, denn Du bist für gewöhnlich die aufmerksamste Person, die ich kenne - oder zumindest die, die sich mit Abstand am leichtesten ablenken lässt. Aber Du hattest wirklich nur Augen für sie.“, fuhr er fort. „Ich war verblüfft und neugierig, was Dich so fesselte, deshalb stand ich da tatsächlich eine ganze Weile.“ Er machte eine Pause und sah mich nachdenklich an.

„Und was hast du gesehen?“ fragte ich ihn vorsichtig. Natürlich war ich neugierig, was man sehen konnte, wenn man mich mit Marie beobachtete, nie zuvor hatte ich mich getraut das jemanden zu fragen, aber ich war mir nicht ganz sicher, ob ich es zum einen wirklich hören wollte und zum anderen, ob gerade Constantin der Richtige dafür war. „Jemanden der gänzlich vom anderen berührt zu sein schien.“ Er machte wieder eine Pause und ergänzte schließlich: „Deine ganze Haltung; von deinen Händen, deinem leichten Lächeln auf den Lippen, bis hin zum Funkeln in deinen Augen hatte alles förmlich geschrien wie hingerissen Du bist. Was Dich übrigens auch wirklich hinreisend hat wirken lassen.“ Dabei lächelte er mich aufmunternd an und legte mir fast beruhigend einen Arm auf die Schulter. Es war eine Geste voller Zuneigung und ich entspannte mich. Eigentlich klang was er da sagte sehr schön. „Danke“, flüsterte ich aufrichtig zu ihm.

„Das was mir allerdings am deutlichsten aufgefallen ist, war jedoch,... wie sag ich das am besten... mh... eine Art von „natürlicher“ Verbundenheit.“, Constantin schien damit noch nicht zufrieden zu sein und sah mich etwas hilfesuchend an. Ich blieb stumm. „Vielleicht ist eine Beschreibung besser, damit Du verstehst, was ich meine... im ersten Moment, als ich Dich da von außen so mit ihr sitzen sah, dachte ich, was für ein Zufall, jetzt hat sie nach der Dozentin auch noch ihre Mama getroffen. Also Verbundenheit im Sinne von einer gewissen Selbstverständlichkeit miteinander... so könnte man das vielleicht am ehesten formulieren.“ Voller Stolz strahlte er mich nun an und ich bewunderte ihn wirklich ein bisschen dafür, wie gut er dieses Gefühl, von dem ich nicht mal wusste, dass es für andere auch sichtbar sein kann, beschreiben konnte. Vielleicht lag tatsächlich das hinter den ganzen Mutter-Tochter Verwechslungen und nicht wie von mir angenommen nur die optische Ähnlichkeit oder Ausdrucksweise, denn auf diese konnte sich zumindest Constantins Eindruck, der Marie in dem Moment noch nicht mal gesehen hatte, gar nicht bezogen haben. In mir jubelte der unterdrückte Teil, der beständig „was wäre, wenn Marie auch...“ gedacht hatte. Ja, es machte mich wirklich glücklich, was Constantin mir da gesagt hatte. „Meinst Du, dass es das ungefähr trifft? Passt es denn zu Deinem Erleben oder fühlt es sich anders an?“ „Ja, schon. Aber ich kann das ohnehin nicht wirklich gut beschreiben.“

Ich überlegte eine ganze Weile mit geschlossenen Augen. „Wenn ich an Marie denke, dann fängt alles in mir an zu schwingen. Vom Sternum aus, wird es ganz warm und leuchtend vor innerer Stärke...“ „Und Du musst unwillkürlich lächeln, weil sie Dich selbst dann so sehr berührt, richtig?“, ergänzte Constantin, „so wie jetzt gerade.“ Ich öffnete die Augen: „Ja.“ Dann überlegte ich weiter und zu meinem Erstaunen wartete er tatsächlich ab und unterbrach mich nicht wie gewöhnlich. „Wenn ich auf Marie treffe, dann ist alles leuchtend hell und ganz leicht. Ich fühle mich, wie wenn mir alles mit und in dieser Leichtigkeit gelingen könnte, als ob ich unendlich viel Mut, Kraft und Energie hätte. Meine Realität scheint in ihrer Gegenwart eine gänzlich andere zu sein, so dass sogar Zeit einen ganz anderen, eigenen Takt hat. Und ja, Marie fühlt sich darin an, als ob ich sie einfach schon immer kenne, als ob sie schon immer zu mir gehört, vielleicht sogar ein Teil von mir ist.“ „Oh weh, Sophie, wenn Du auch nur einen Bruchteil davon erzählt hast, dann kein Wunder, warum Dich alle für in Marie verliebt gehalten haben.“ „Bist Du verrückt, so hab ich das noch niemandem gesagt.“ Er machte eine Art theatralische Verbeugung und meinte: „Dann habe Dank für Dein Vertrauen.“ „Aber Constantin, ich bin nicht in Marie verliebt. Wirklich nicht.“, gab ich ihm fast schon verzweifelt zu bedenken. „Mich überrascht, dass Du Dir da so gänzlich sicher zu sein scheinst.“ „Das was es bedeuten würde, passt einfach nicht zu der ganzen Situation. Es gibt mehreres, dass mich daran stört. Man „verliebt sich in xy“ ist immer die Beschreibung eines Prozesses, der eine mehr oder weniger lange Dauer, wenn auch nur von Sekunden aufweist. Als ich Marie begegnet bin, war dieses Gefühl aber schon da. Es musste nicht erst entstehen. Es musste bestenfalls wiedergefunden werden. Es war etwas, das quasi die ganze Zeit über schon in mir gewohnt hatte. Und die ganze Art, wie ich ihr und sie mir begegnet, hat auch nichts mit dieser rauschartigen Verklärung von „Verliebtsein“ zu tun. Natürlich finde ich sie großartig, aber ich weiß genauso um

etliche ihrer Fehler und ich kenne ihre Schwächen, auch wenn sie sich dessen vielleicht gar nicht bewusst ist, sehr gut. Viele ihrer Abgründe sind ja zugleich auch meine, aber ich würde diese deshalb nicht verharmlosen oder irgendwie beschönigen. Ganz im Gegenteil, ich fürchte einige zutiefst. Aber was für mich mit Abstand am meisten gegen Verliebtheit spricht ist, dass ich mir in Bezug auf Marie einzig wünsche, dass sie das strahlende, freie und glückliche Leben führen kann, was ihrem Wesen entspricht. Ob ich darin eine Rolle spiele, ist tatsächlich deutlich unwichtiger.“ Eine kurze Pause entstand, die ich nach einer Weile des Nachdenkens unterbrach: „Was es aber stattdessen sein könnte, was uns da verbindet, ist mir bis heute ein Rätsel – guck genau genommen sind wir nicht mal gute Bekannte, von Freunden ganz zu schweigen.“ „Oh Sophie... Du tust mir aufrichtig leid und ebenso aufrichtig beneide ich Dich. Ich wünsche Dir von Herzen, dass es die Gelegenheit geben wird, dass Du mit Marie darüber offen sprechen kannst und ihr einen gemeinsamen Weg findet. Denn eines sollte Dir bewusst sein – das ist ganz sicher etwas sehr Besonderes. Und Sophie, Du musst gut darauf aufpassen.“ Er nahm mich lange in den Arm.

Anschließend schwiegen wir den ganzen restlichen Abend – reden war auch gar nicht nötig, denn uns beide bewegte gleichermaßen das Gespräch noch weit über das Verklingen der letzten Worte hinaus. Erholsamen Schlaf zu finden, war in dieser Nacht unmöglich. Ich fühlte mich aufgeputscht, so übertrieben voll von Energie, wie wenn man versuchen würde nach fünf Espresso schlafen zu wollen. Zudem hörte ich ständig Maries Stimme und ihr Lachen in meinem Kopf widerhallen und sah verschiedene Szenen des Tages noch einmal Revue passieren, was mir das Einschlafen auch nicht gerade erleichterte.

## Kapitel 3

Nach zwei Kaffees anstatt eines Frühstücks hatte ich allmählich, trotz des fehlenden Schlafs, das Gefühl wach zu sein und machte mich gegen 9 Uhr auf den Weg zum mathematischen Institut. Diesmal war der Morgen schöner, und es zeichnete sich bereits jetzt ein nicht zu kalter, sonniger Tag ab, der die Bäume, an denen ich vorbeikam in bunten Farben vor dem klaren Blau des Himmels um die Wette erstrahlen ließ. Marie hatte mir erklärt, wie ich zu ihrem Büro gelangen würde. Dort kostete es mich tatsächlich etwas Überwindung, doch schließlich klopfte ich zaghaft an. Mir öffnete einigermaßen ruppig eine zerstreut und gestresst aussehende Frau mittleren Alters mit wilden schwarzen Locken. Wie dumm von mir, eigentlich hätte ich mit der üblichen „Vorzimmersekretärin“ rechnen müssen. Ich hatte aber erwartet, in das vor Freude erstrahlende Gesicht von Marie zu blicken, die mich wie selbstverständlich wieder in ihrer Welt begrüßen würde. Von ihr war aber keine Spur, geschweige denn von irgendetwas freundlichem im Gesicht der anderen Person. Sie hatte das Telefon zwischen Schulter und Ohr geklemmt, musterte mich kurz und wies mich dann mit einer Geste an, einzutreten. Als sie das Telefonat beendet hatte, fragte sie mich, ob ich wüsste, wo Marie bleibt. „Eigentlich wollte sie schon vor über einer Stunde im Büro sein. Wir hatten eigentlich eine Lehrstuhlbesprechung. Wirklich seltsam, sonst verspätet sie sich zwar immer mal wieder, aber nie so – aber Sie kennen sie ja. Und das Schlimmste ist, eigentlich sollte die Grundlagenvorlesung in Linearer Algebra gleich beginnen, und zwar der letzte Termin vor der Nachholklausur, und ich kann auch ihre Assistentin, die sie sonst vertreten könnte, nicht erreichen.“, hatte sie einmal angefangen zu reden, sprudelte es nahezu unaufhörlich aus ihr wie aus einem Wasserfall. „Wegen dieser Vorlesung bin ich ja auch hier, eigentlich hatte Marie mich eingeladen sie zu besuchen. Und telefonisch haben Sie sie bisher nicht erreichen können, oder?“, gab ich ihr zur Antwort, auch um mein Erscheinen zu erklären. Wobei ich zugeben musste, dass mich ihre Worte durchaus etwas beunruhigten. „Oh“, sie blickte mich entsetzt und auch wieder musternd an und ich ahnte was jetzt kommen würde, „dann sind Sie nicht Frau Bernardinas Tochter?“ „Nein, eine ehemalige Studentin.“, antwortete ich ihr, denn eine bessere Beschreibung fiel mir nicht ein. „Verblüffend... nun ja, dann würde ich Sie bitten außen zu...“ sie wurde in ihrer Aufforderung durch das Klingeln des Telefons unterbrochen, wodurch sich Erleichterung in mir breit machte, den noch bevor sie den Hörer abnehmen konnte, wusste ich, dass es Marie war und es ihr im Grunde gut ging. Ich konnte ihre Stimme hören, ohne genau zu verstehen was sie sagte. Sie klang etwas hektischer und unkonzentrierter, aber nicht besorgniserregend. Irgendwann war ich mir sicher, dass mein Name fiel, was mich peinlich berührt erröten ließ. Die Sekretärin beendete bald das Gespräch und sah mich mit einem leichten Stirnrunzeln an: „Sie sind Sophie, oder? Keine Sorge, Frau Bernardina geht es gut. Sie meinte, sie hätte aus Unachtsamkeit, wohl wegen Schlafmangels, beim Ausparken ein anderes Auto leicht gestreift und muss noch auf die Polizei warten, da sie den Halter nicht erreicht. Allerdings ist sie der Meinung, dass unbedingt Sie sie in ihrer Vorlesung vertreten sollen.“ Ich war zunächst nur froh, dass tatsächlich nichts passiert war, dann überrascht und schließlich überrumpelt. Marie wusste, dass ich seit Jahren nichts mehr mit Mathematik als Wissenschaft zu tun hatte. Meine Verwunderung über die Bitte musste man mir wohl angesehen haben, denn Maries Sekretärin fuhr fort: „Ja, ich war auch überrascht, zumal ihre eine Kollegin notfalls für sie einspringen kann, es ist nur immer etwas kompliziert sie zu erreichen.“ „Ich weiß nicht recht, ich bin mir nicht sicher, ob ich das überhaupt noch kann.“, sprach ich mehr in Gedanken zu mir selbst, denn als Erwiderung zu dem von ihr Gesagtem. „Ja, sie meinte, dass Sie so etwas sagen würden, und ich soll Ihnen dann unbedingt ausrichten, dass sie Ihnen vertraut und weiß, dass es zum einen keine Geeigneteren hierfür gäbe und zum anderen, dass Sie das auch noch in 20 Jahren können werden - sie muss es ja schließlich wissen, sie hat es Ihnen beigebracht. Außerdem soll ich Ihnen dann einen Kaffee machen und Ihnen zeigen, wo sie ihre Notizen zu den Vorlesungen aufbewahrt.“, sie lächelte mich aufmunternd an und ergänzte, „sie muss wirklich viel von Ihnen halten, so voller Lob habe ich sie noch von niemandem sprechen gehört.“ Sie legte mir einen Arm an den Rücken, um mich in Maries Büro zu geleiten und

zeigte mir Maries Aufschriebe. Als die Sekretärin mir Maries bekräftigenden Worte mitgeteilt hatte, war ich mir tatsächlich sicherer geworden. Es war, wie wenn sie mir ihre Energie hierfür geschickt hatte. Spätestens als ich die Seiten durchblätterte und über Maries schöne, filigrane Schrift strich, wurde mir auch klar, was sie mit „Geeigneteste“ gemeint hatte. Überall waren kurze Gedankenfragmente und Hinweise, vermutlich auch für die Klausur, untergebracht. Sie hatte natürlich nur das für sich Nötigste aufgeschrieben und ja, ich kenne bis heute niemanden dessen Notizen so sehr den meinen ähneln. Wir arbeiteten unleugbar in denselben Gedankenstrukturen. Für andere musste sich das zu entschlüsseln aber eher wie Hieroglyphen zu interpretieren anfühlen.

Die Sekretärin hatte für mich einen Angestellten für die Technik beordert, mich sogar selbst zum Hörsaal begleitet und wünschte mir an der Tür viel Erfolg. Nachdem Mikrofon etc. eingerichtet waren, ich mich vorgestellt und den Einstieg etwas holprig vollendet hatte, war ich in meinem Element. Und Marie hatte recht behalten. Es fiel mir wirklich leicht und die Zeit verging wie im Fluge. Ich war gerade dabei einen sehr eleganten Beweis zu vervollständigen, den Marie einige Vorlesungen zuvor nur angeschnitten hatte, als sie den Saal betrat und sich ganz oben an die Wand lehnte, um mir zuzuhören. Etwas aus dem Konzept geraten, musste ich meinen letzten Satz wiederholen, kam dann aber ganz mühelos bis zum Ende. „Quod erat demonstrandum“, sagte Marie laut und etwas theatralisch, als sie langsam mit allen Augen auf sich gerichtet die Treppe herunterstieg. Kaum zu glauben, aber zwei Stunden waren fast vorüber. Die Studenten hatten kaum weitere Fragen und so beendete Marie bald darauf die Vorlesung. Als alle anderen gegangen waren, ging ich zu ihr: „Mensch, du schaffst es wirklich mich immer wieder zu überraschen.“ „Weil ich doch noch gekommen bin?“, fragte sie lachend. „Du hast das wirklich großartig gemacht.“ „Das kannst Du gar nicht wissen, denn DU warst ja gar nicht da“, antwortete ich etwas trotzig. „Na, täusch Dich da mal nicht. Um ehrlich zu sein, stand ich schon eine Weile vor der angelehnten Tür. Aber ich hatte wirklich keinen Anlass gesehen, warum ich Dich unterbrechen sollte.“ „Du hast mir halt nur mit Deiner Autoaktion die Chance genommen, Deine Vorlesung zu besuchen.“ „Ja, das tut mir auch leid, aber das holen wir irgendwann nach, versprochen, ich mach das ja noch mindestens 10 Jahre.“, sagte Marie zwinkernd zu mir. „Aber ich würde Dich ehrlich sofort als meine Vertretung einstellen.“ „Schwierig ohne akademischen Abschluss“, meinte ich dazu achselzuckend. „Du weißt, dass ich Dich jederzeit bzgl. Bachelor, Master, Promotion oder Habil nehmen würde.“ „Ach, Marie, das ist schon so weit weg von meinem jetzigen Leben.“ „Ich wollte es ja nur gesagt haben, weil das immer so sein wird. Zudem hast Du ja gerade vortrefflich bewiesen, dass Du immer noch so gut bist wie früher.“ „Nein, nur, dass ich deine Aufschriebe sehr gut nachvollziehen und entziffern kann. Aber lass uns bitte irgendwo was Essen, seit dem Aji de Gallina gestern hatte ich nichts mehr.“ „Was hältst Du von Flammkuchen? Hier gibt es ein ganz nettes Bistro.“

Wir saßen gut drei Stunden dort und tauschten Gedanken, Meinungen und längst vergangene Erlebnisse aus. Auf den Flammkuchen folgte eine Tarte au Chocolat und eine Tarte au Cirton, wobei wir uns partout nicht entscheiden konnten, welche denn nun besser war und so bestellten wir jeweils noch ein Stück. Marie war unterdessen schon zweimal von ihrer Sekretärin angerufen worden, sodass wir schließlich, fast einen Tick wehmütig, beschlossen, zurück in ihr Büro zu gehen.

Zu diesem Zeitpunkt, war der Tag jedoch schon so fortgeschritten, dass die Sekretärin bereits Feierabend hatte. „Sie ist eigentlich sehr nett, weißt Du. Sie ist gegenüber Menschen nur häufig viel zu oberflächlich und lässt sich leider etwas schnell aus der Ruhe bringen. Aber das ist bei mir ja auch nicht anders.“ Ich setzte mich in einen Sessel, der mit drei weiteren in einer Ecke ihres großzügigen Büros stand. Am Chaos auf ihrem Schreibtisch hatte sich über die Jahre hinweg nichts verändert. Marie saß dort, sortierte einige Unterlagen und las immer mal wieder ein paar Seiten. Ich mochte es, wie sich ihre Gesichtszüge je nach Miss- und Gefallen, nach Un- und Einverständnis veränderten. Mal schürzte sie die Lippen, mal runzelte sie die Stirn und mal lächelte sie ganz leicht, was sich auch in die kleinen Fältchen um ihre Mundwinkel fortsetzte. Sie besaß immer noch diese Schönheit,

die ich schon früher so bewundert hatte und sie schien sich darüber immer noch so wenig im Klaren. Alle ihre Bewegungen wirkten weich, fast fließend auf mich und zeugten ebenso wie ihr ganzes Wesen, von einer sonst so unerreichbaren Erhabenheit und Sanftmut. Sie ließen mich unweigerlich an eben jene Bilder von Monet denken, über die wir bei unserem ersten wirklichen Gespräch miteinander einst gesprochen hatten.

„Möchtest Du irgendetwas lesen?“, unterbrach Marie meine Gedanken. Ich fühlte mich ertappt und wurde wohl etwas rosa. „Nein,... ich hoffe ich habe Dich nicht gestört.“ „Überhaupt nicht. Ich wollte nur nicht, dass Du Dich langweilst. Ich brauche hier nämlich noch ein bisschen.“, dabei wies sie mit ihrer Hand auf die Berge an Papier neben sich. Sie wusste, dass ich schon immer versuchte der Langeweile zu entkommen, was man an meinem nun begonnenen vierten, unvollendetem, Studium gut ablesen konnte. Sobald ich in einer Materie so tief versunken war, dass sich Dinge zu wiederholen begannen, interessierte sie mich nicht mehr sonderlich. Leider traf dies auch etliche Personen, deren Gegenwart ich viel zu schnell überdrüssig wurde, da ihnen wohl nicht klar war, wie sehr sie sich in immer gleichen Mustern bewegten. Es ist keineswegs herablassend oder gar abwertend gemeint, sie alle haben sicherlich ihre achtbaren Gründe, warum sie dies tun, sie hätten aber ohnehin keine Freude an mir gehabt. Wie anders war es für mich da doch in Maries Gegenwart und das wurde mir in jenem Moment klar, in dem sie mir ihre Sorge mitteilte, dass ich mich doch langweilen könnte. Ich war mir sicher, dass das gar nicht passieren könnte – wie spannend ich es allein fand, sie beim Lesen zu beobachten.

So arbeitete sie eine ganze Weile weiter. Ich, die Beine an mich gezogen und umarmt, den Kopf daraufgelegt, im Sessel sitzend und sie fasziniert beobachtend und sie vertieft und trotzdem immer einmal wieder zu mir lächelnd aufblickend. „Daran könnte ich mich gewöhnen.“, hing unausgesprochen in der Luft. Die gesamte Atmosphäre trug eine Ruhe und Inspiration in sich, die ich in der Art nie zuvor wahrgenommen hatte – sie war nahezu beflügelnd.

Auch wenn jeder Augenblick sich so sehr nach Ewigkeit anfühlte und wir gefühlt mindestens zwei Tage so verbrachten, verging die Zeit, wie immer mit Marie, doch zu schnell. „Wie lange brauchst Du, um dich fertig zu machen?“, fragte sie mich schließlich. Beeindruckender Weise hatte sie es tatsächlich fertiggebracht dem gesamten Chaos auf ihrem Schreibtisch Herr zu werden. Ich überlegte: „Umziehen, Haare machen, schminken,... naja vielleicht so zwanzig Minuten.“ „Wie wär’s, wenn ich Dich zum Hotel fahre und Du schnell Deine Sachen wechselst und Dich dann bei mir fertig machst? Ich denke, ich brauche nämlich etwas länger.“

